



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacobsen, J. P.: Niels Lyhne : Roman : aus dem Dänischen übersetzt von
Mathilde Mann : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann.

(Fortsetzung.)

So weit war Niels noch nicht gekommen. Wohl hatte er in gläubigem Sinne Jesum auf dessen Erdenwanderung begleitet; aber die Thatsache, daß dieser sich stets dem Vater unterordnete, so machtlos einherging und so menschlich litt, hatte für ihn die Göttlichkeit beeinträchtigt; er hatte in ihm nur den gesehen, der den Willen des Vaters that, nur den Sohn Gottes, nicht Gott selber; und darum hatte er auch zu Gott dem Vater gebetet, und nun hatte Gott der Vater ihn in seiner bitteren Not im Stich gelassen. Aber hatte sich Gott von ihm gewandt, so konnte auch er sich von Gott wenden. Hatte Gott kein Ohr, so hatte auch er keine Lippen, hatte Gott keine Gnade, so hatte auch er keine Gottesverehrung mehr. Und er trotzte und stieß Gott aus seinem Herzen.

An dem Tage, an welchem Edle begraben ward, stampfte er jedesmal, wenn der Prediger den Namen des Herrn nannte, verächtlich mit dem Fuße in die Erde des Grabes, und wenn er seitdem auf den Namen Gottes in Büchern oder im Munde andrer traf, so runzelte er voll Empörung die Kinderstirn. Legte er sich am Abend schlafen, so überkam ihn ein wunderbares Gefühl verlassener Größe, wenn er daran dachte, daß sie nun alle, Kinder wie Erwachsene, zu Gott beteten und ihre Augen in seinem Namen schlossen, während er allein seine Hände nicht faltete, während er allein Gott seine Huldigung verweigerte. Er war ausgeschlossen aus dem Schutze des Himmels, kein Engel wachte an seiner Seite, allein und unbeschützt trieb er umher auf den seltsam murmelnden Wassern, und die Einsamkeit senkte sich auf ihn herab und verbreitete sich, von seinem Lager ausgehend, in immer weiter und weiter werdenden Kreisen; aber

er betete doch nicht, sehnte er sich auch bis zu Thränen darnach, er rief trotzdem nicht.

Und so blieb er auch den Tag über, denn er löste sich in bitterem Trost von der Art und Weise, zu sehen, auf die er durch seinen Unterricht hingeführt worden war, und er flüchtete mit seiner Sympathie auf die Seite derer, die vergeblich ihre Kraft dazu verwendet hatten, wieder den Stachel zu lecken.

In den Büchern, die er gelesen, und in dem, was man ihn gelehrt hatte, zogen Gott und die Seinen — sein Volk und seine Ideen — daher in unaufhaltsamem Siegeszuge; und er hatte mit eingestimmt in den Jubel, hingerissen von dem glückseligen Gefühl, mit zu den stolzen Legionen der Siegreichen zu zählen; denn ist nicht der Sieg stets eine gerechte Sache, ist nicht der Sieger ein Befreier, ein Förderer, ein Verbreiter des Lichts?

Jetzt aber war der Jubel in ihm verstummt, jetzt dachte er mit den Gedanken des Überwundenen, fühlte mit den Herzen der Geschlagenen, und er verstand jetzt, daß, weil das Siegende gut ist, darum das Unterliegende nicht schlecht zu sein braucht, und da nahm er denn Partei für das Letztere, sagte, daß es besser, und fühlte, daß es größer sei; die Siegesstärke aber nannte er Übermacht und Gewalt. Er nahm Partei gegen Gott, aber wie ein Vasall, der wider seinen rechtmäßigen Herrn zu den Waffen greift, denn er glaubte noch immer und konnte den Glauben nicht wegstreßen.

Sein Lehrer, Herr Bigum, war nicht die Persönlichkeit, die seine Seele wieder zurückgewinnen konnte. Im Gegenteil, Bigums Stimmungsphilosophie, die es ihm möglich machte, sich für alle Seiten einer Sache zu begeistern, heute ganz hingerissen zu sein von der einen und morgen wieder von der entgegengesetzten, führte seinen Schülern alle Dogmen vor. Er war wohl im Grunde ein christlicher Mann und würde, wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, eine bestimmte Antwort von ihm darüber zu erlangen, was für ihn das Feste in all dem Schwankenden sei, wohl auch gesagt haben, daß es der Glaube und die Lehre der lutherisch-evangelischen Kirche sei oder doch etwas ähnliches; aber er war nun einmal durchaus nicht dazu angethan, seine Schüler auf dem genau begrenzten Wege des Kirchenglaubens vorwärts zu treiben und ihnen bei jedem Schritt zuzurufen, daß das geringste Abweichen den Weg zu Lüge und Dunkel, zu Seelenverirrung und zur Hölle bedeute; denn die leidenschaftliche Fürsorge der Strenggläubigen für Buchstaben und Titelschen ging ihm völlig ab. Er war nämlich auf jene künstlerische, überlegene Art und Weise religiös, wie so begabte Menschen es sich gestatten zu können glauben; sie schrecken nicht vor ein wenig Harmonisirung zurück und lassen sich leicht zu halb unwillkürlichen Umdichtungen und Änderungen verleiten, weil sie bei allem, was es nun auch sei, zuerst ihre Persönlichkeit berücksichtigen, und weil sie, in welche Sphären sie auch hineinfliegen, vor allen Dingen das Brausen ihrer eignen Geisteschwüngen hören müssen.

Menschen wie diese leiten ihre Schüler nicht, aber in ihrem Unterrichte liegt eine Fülle, eine Mannichfaltigkeit, eine etwas schwankende Allseitigkeit, welche den Schüler, wenn sie ihn nicht verwirrt, in hohem Grade zur Selbständigkeit entwickelt und ihn fast dazu zwingt, sich seine eigne Anschauung zu bilden; denn Kinder können sich ja nun einmal nicht bei etwas Unbestimmtem, Nebelhaftem beruhigen, sie fordern aus instinktmäßigem Selbsterhaltungstribe stets ein reines Ja oder ein reines Nein, ein Für oder Wider, um zu wissen, welchen Weg sie mit ihrem Haß und welchen sie mit ihrer Liebe einzuschlagen haben.

Es gab also keine zuverlässige, unerschütterliche Autorität, die durch ihre eigne Sicherheit, ihr beständiges Beispiel Niels auf den alten Pfad des Glaubens hätte zurückführen können. Er hatte die Stange zwischen die Bäume genommen und eilte jeden neuen Steig entlang, der sich ihm zeigte, gleichviel, wohin er führen mochte, wenn er nur in der entgegengesetzten Richtung von dem ging, was früher das Sein seiner Gefühle und Gedanken gewesen war.

Es liegt ein neues Gefühl von Kraft darin, so mit den eignen Augen zu sehen, mit dem eignen Herzen zu wählen und an sich selber zu arbeiten; es taucht so viel auf dem Grunde der Seele auf, so viele ungeahnte, zerstreute Seiten seines Wesens fügen sich so wunderbar zusammen zu einem vernünftigen Ganzen. Es ist eine wonnenvolle Zeit der Entdeckungen, in welcher er nach und nach, in Angst und unsicherem Zuhel, voll zweifelnden Glückes sich selbst entdeckt. Zum ersten male sieht er ein, daß er anders ist als die andern, ein geistiges Schamgefühl erwacht in ihm und macht ihn wortfarg und verlegen. Allen Fragen gegenüber ist er mißtrauisch und findet in allem, was gesagt wird, Anspielungen auf seine verborgensten Seiten. Weil er gelernt hat, in sich selber zu lesen, glaubt er auch, daß alle andern lesen können, was in ihm geschrieben ist, und er zieht sich von den Erwachsenen zurück und schweift einsam umher. Die Menschen sind alle auf einmal so merkwürdig anzüglich geworden. Er hat ein fast feindseliges Gefühl ihnen gegenüber, als seien sie Wesen einer andern Rasse, und in seiner Einsamkeit fängt er an, sie vorzunehmen und sie spähend, aburteilend zu betrachten. Bis dahin waren die Namen „Vater, Mutter, der Pfarrer, der Müller“ eine völlig genügende Erklärung gewesen. Der Name hatte die Person völlig vor ihm versteckt. Der Pfarrer war der Pfarrer, mehr bedurfte es nicht. Jetzt aber sah er, daß der Pfarrer ein kleiner, jovialer Herr war, der zu Hause so zahm und still wie möglich war, um nicht von seiner Frau bemerkt zu werden, und der sich dann außer dem Hause in einen förmlichen Rausch von Empörung und freiheitsdürstender Gewaltthätigkeit hineinredete, nur um das häusliche Joch zu vergessen. Das war aus dem Pfarrer geworden. Und Herr Bigum? Er hatte ihn bereit gesehen, für Edelens Liebe alles über Bord zu werfen, er hatte ihn in jener Stunde der Leidenschaft sich selbst und den Geist in sich verleugnen hören, und jetzt redete er stets von des philosophischen Menschen olympischer Ruhe gegenüber den Wirbelwinden und dunsterzeugten Regenbogen

des Lebens. Welch schmerzliche Geringschätzung erweckte das nicht in dem Knaben, wie wachsam und beobachtend machte es ihn! Er wußte ja nicht, daß das, was Herr Vigum bei den Menschen mit verächtlichen Namen bezeichnete, ganz anders genannt wurde, wenn es sich um ihn selber handelte, und daß seine olympische Ruhe dem gegenüber, was die Menschen in Erregung versetzte, das verächtliche Lächeln eines Titanen war, voll von Erinnerungen an das Sehnen der Titanen, an die Leidenschaften der Titanen.

Fünftes Kapitel.

Ungefähr ein Jahr nach Edelens Tode verlor eine von Lyhnes Afsinen ihren Mann, den Thonwaarenfabrikanten Kessstrup. Das Geschäft war niemals glänzend gewesen, die lange Krankheit des Mannes hatte es noch mehr in Verfall gebracht, und die Witwe stand bei seinem Tode am Rande der Armut. Sieben Kinder waren mehr, als sie versorgen konnte. Die beiden jüngsten, sowie der älteste Sohn, der schon in der Fabrik thätig war, blieben bei ihr, die übrigen nahm die Familie zu sich. Zu Lyhnes kam der zweitälteste Sohn. Er hieß Erik, war vierzehn Jahre alt und hatte eine Freistelle in der Lateinschule der Stadt gehabt; jetzt sollte er von Herrn Vigum zusammen mit Niels und Frithjof Petersen, des Pfarrers Frithjof, unterrichtet werden.

Er hatte sich nicht aus freien Stücken zum Studiren entschlossen, denn er wollte Bildhauer werden. Der Vater hatte gesagt, das sei Unsinn, Lyhne jedoch hatte nichts dagegen einzuwenden, weil er Talent bei dem Knaben vermutete. Doch wünschte er, daß dieser erst seine Abgangsprüfung bestehe, dann habe er stets einen festen Stützpunkt, außerdem sei ja klassische Bildung für einen Bildhauer notwendig oder doch wünschenswert.

Dabei blieb es denn vorläufig, und Erik mußte sich mit der nicht unbedeutenden Sammlung von guten Kupferstichen und hübschen Bronzen trösten, die sich auf Vönborggaard befand. Das war schon immer etwas großes für jemand, der bis dahin nichts gesehen hatte als den alten Plunder, den ein mehr sonderbarer als kunstverständiger Drechsler der Bibliothek seiner Vaterstadt geschenkt hatte, und es währte nicht lange, so war Erik mit Bleifeder und Modellirsstift thätig. Nichts sagte ihm so sehr zu wie Guido Reni, der ja auch in jenen Tagen einen größern Namen hatte als Raphael und die hervorragendsten Meister; und es giebt wohl kaum etwas, das junge Augen besser für die Schönheiten eines Kunstwerkes öffnet, als die feste Überzeugung, daß ihre Bewunderung ermächtigt ist bis zu den höchsten Höhen hinauf; Andrea del Sarto, Parmegianino und Luini, die später, als sein Talent und er einander gefunden hatten, soviel für ihn werden sollten, die ließen ihn jetzt gleichgiltig, während das Gesunde bei Tintoretto, das Bittere bei Salvatore Rosa und

Caravaggio ihn entzückte, denn dem Lieblichen in der Kunst können die jüngern noch keinen Geschmack abgewinnen. Der anmutvollste Miniaturmaler hat seine Laufbahn in Buonarottis Spur begonnen, der sanfteste Dyrifer unternahm seine erste Fahrt mit schwarzem Segel auf dem Blute der Tragödie.

Aber bis jetzt war ihm diese Beschäftigung mit der Kunst nur noch ein Spiel, kaum besser als die andern Spiele, und er war nicht stolzer über einen mit Erfolg modellirten Kopf oder ein geschickt ausgeschnittenes Pferd, als über einen gewandten Wurf, der die Wetterfahne an der Kirche streifte, oder über die Großthat, nach Sönderhagen hinaus und wieder zurück geschwommen zu sein, ohne Ruhepause dazwischen; denn er liebte solche Spiele, bei denen es auf Leibesübung, auf Stärke und Ausdauer, auf eine sichere Hand und ein geübtes Auge ankam, nicht Spiele, wie die von Niels und Frithjof, wo die Phantasie die Hauptrolle spielte und wo sowohl die Handlung wie der Held nur eingebildet waren. Die beiden verließen jedoch bald ihren alten Zeitvertreib, um Erik zu folgen. Die Romanbücher wurden beiseite gelegt, die endlose Geschichte erhielt in einer letzten, heimlichen Zusammenkunft auf dem Heuboden einen etwas gewaltsamen Schluß, und tiefes Schweigen lagerte über dem hastig zugeschütteten Grabe, denn sie mochten mit Erik nicht darüber sprechen. Schon nach einer Bekanntschaft von wenigen Tagen fühlten sie, daß er sich über sie wie über ihre Geschichte lustig machen, daß er sie in ihren eignen Augen herabsetzen und sie dahin bringen würde, sich gründlich zu schämen. Diese Macht besaß er nämlich, denn er war frei von allem, was Träumerei, Exaltation oder Phantasterei heißt. Und da seine klare, praktische Knabenvernunft in ihrer makellosen Gesundheit geistigen Gebrechen gegenüber ebenso schonungslos verfuhr, wie Kinder den körperlichen gegenüber zu thun pflegen, so fürchteten sich Niels und Frithjof vor ihm, sie richteten sich nach ihm, verleugneten vieles und verbargen noch mehr. Niels namentlich war schnell bei der Hand, alles das bei sich zu unterdrücken, was nicht mit Eriks Denkart übereinstimmte, ja mit der brennenden Schmähsucht eines Renegaten verspottete er Frithjof und machte den Freund lächerlich, dessen langsamere, treuere Natur nicht so auf einmal das Alte um des Neuen willen vergessen konnte. Was aber Niels hauptsächlich zu diesem lieblosen Gebahren veranlaßte, war Eifersucht, denn gleich am ersten Tage hatte er sich in Erik verliebt, der, scheu und zurückhaltend, nur mit Widerstreben und halbem Spott es duldete, daß man ihn liebte.

Giebt es wohl unter allen Gefühlsverhältnissen des Lebens etwas, das zarter, edler und herzlicher wäre als die leidenschaftliche und doch so schüchterne Verliebttheit eines Knaben in einen andern? Eine Liebe, die nie redet, die sich niemals in Liebesungen, Blicken oder Worten Luft zu machen wagt, eine sehende Liebe, die über jeden Fehler, über jede Unvollkommenheit, welche sie bei dem Geliebten entdeckt, schmerzlich klagt, die Sehnsucht ist und Bewunderung und Selbstvergeffen, die Stolz ist und Demut und ruhig atmendes Glück?

Eriks Aufenthalt auf Vönborggaard währte nur ein Jahr oder auch anderthalb, denn Lyhne hatte bei einem Besuch in Kopenhagen mit einem bedeutenden Bildhauer gesprochen und ihm die Skizzen des Knaben gezeigt, und Wittelsens, der Bildhauer, hatte gesagt, daß sich in ihnen ein unverkennbares Talent zeige, und daß das Studiren Zeitverschwendung sei, es bedürfe keiner besondern klassischen Bildung, um einen griechischen Namen für einen nackten Menschen zu finden. Deswegen wurde verabredet, daß Erik gleich in die Hauptstadt geschickt werden sollte, um die Akademie zu besuchen und in Wittelsens Atelier zu arbeiten.

Am letzten Nachmittage saßen Niels und Erik oben auf ihrem Zimmer. Niels besah die Bilder in einem Pfennigmagazin. Erik war in Spenglers beschreibenden Katalog der Gemäldesammlung auf dem Christiansborger Schlosse vertieft. Wie unzählige male hatte er dies Buch nicht durchgeblättert und sich aus den naiven Beschreibungen eine Vorstellung über die Gemälde zu bilden versucht, beinahe krank vor Sehnsucht, alle diese Kunst und Schönheit wirklich zu schauen, die ganze Herrlichkeit dieser Linien und Farben wirklich mit den Augen zu genießen, wirklich mit den Augen zu erfassen, sodaß sie durch die Bewunderung sein eigen würde; und wie unzählige male hatte er dann dies Buch zugeschlagen, müde, in den treibenden, phantastischen Nebel der Worte hineinzustarren, in den Nebel, der sich nicht befestigen, sich nicht ballen, gestalten wollte, sondern nur in verwirrendem Wechsel wogen und wogen. Heute war es anders, heute hatte er die Gewißheit, daß dieser Nebel bald kein Schatten aus dem Traumlande mehr sein würde, und er fühlte sich so reich durch alle die Verheißungen des Buches, und die Bilder gestalteten sich heute wie nie zuvor und durchbrachen die Wolken in flüchtigem Schimmer, wie die farbenstarke Sonne, die durch den Nebel bricht, golden und in goldig zitterndem Glanze.

Was bezieht du da? fragte er Niels.

Niels zeigte ihm in seinem Buche Laffen, den Helden des zweiten April. Wie häßlich der ist! meinte Erik.

Häßlich! Er war doch ein Held, nennst du denn vielleicht auch den da häßlich?

Niels hatte zurückgeblättert bis zu dem Bilde eines großen Dichters.

Abscheulich häßlich! versicherte Erik und verzog den Mund. Ist das etwa eine Nase? und der Mund und die Augen und dies struppige Haar, das ihm um den Kopf hängt!

Niels sah, daß er häßlich war, und wurde ganz kleinlaut. Es war ihm bis dahin niemals eingefallen, daß das, was groß ist, deswegen nicht auch allemal in eine schöne Form gekleidet sei.

Das ist wahr, sagte Erik, und klappte seinen Spengler zu. Ich wollte dir ja noch den Schlüssel zum Brack geben.

Niels machte eine tiefsinnige, abwehrende Bewegung, aber Erik hängte ihm

trotzdem den Schlüssel zu einem kleinen Vorlesgeschloß an einem breiten, schwarzen Bande um den Hals. Wollen wir hingehen? fragte er.

Und sie gingen. Am Gartenzaun fanden sie Frithjof, er lag im Graße, aß unreife Stachelbeeren und hatte Abschiedsthränen in den Augen. Trotzdem war er beleidigt, daß sie ihn nicht früher aufgesucht hatten. Er kam sonst freilich immer von selber, aber an einem Tage wie heute, meinte er, muß man die Form etwas mehr beobachten als gewöhnlich. Schweigend hielt er ihnen eine Hand voll von den grünen Früchten hin; sie aber hatten ihre Lieblingsgerichte zu Mittag bekommen und waren wählerisch.

Sauer, sagte Erik und schauderte.

Ungefundes Zeug, fügte Niels überlegen hinzu und sah auf die dargebotenen Beeren herab. Wie kannst du das nur essen? Wirf den Schund weg, wir wollen zum Brack hinunter; und dabei zeigte er mit dem Kinn auf das Schlüsselband, denn die Hände hatte er in den Hosentaschen.

Und dann gingen die drei mit einander an den Strand.

Das Brack war eine alte, grün angemalte Schiffskajüte, die einmal auf einer Strandauktion gekauft worden war und die, während der Damm gebaut wurde, zum Aufbewahren der Gerätschaften gedient hatte; jetzt wurde sie nicht mehr benutzt, und die Knaben hatten Besitz davon ergriffen. Sie bewahrten dort ihre Fahrzeuge, ihre Flighbogen, ihre Springstöcke und andre Herrlichkeiten auf, namentlich solche verbotene, aber unentbehrliche Dinge wie Pulver, Tabak und Schwefelhölzer.

Mit einem gewissen feierlichen Ernst öffnete Niels die Thür der Kajüte, und sie gingen hinein und suchten ihre Sachen aus den dunkeln Winkeln des leeren Kojenraumes zusammen.

Wißt ihr was! sagte Erik, dessen Kopf in einer der entferntesten Ecken steckte, ich will mein Schiff in die Luft fliegen lassen.

Meins und Frithjofs auch, sagte Niels und begleitete seine Worte mit einer feierlichen, beschwörenden Bewegung der Hand.

O bewahre, meins nicht! rief Frithjof, womit sollten wir denn wohl segeln, wenn Erik fort ist?

Das ist wahr, sagte Niels und wandte sich verächtlich von ihm ab.

Frithjof fühlte sich ein wenig ungemütlich, als aber die andern hinausgegangen waren, suchte er sich doch ein etwas sichrerer Versteck für sein Fahrzeug aus.

Draußen legten sie das Pulver in einem theergetränkten Nest von Heide in die Schiffe, machten die Lunten zurecht, setzten die Segel auf, zündeten dann an und sprangen zurück. Und dann liefen sie am Strand entlang und machten der Mannschaft an Bord Zeichen und erklärten einander mit lauter Stimme die zufälligen Wendungen und Bewegungen des Schiffes als Beweise für die nautische Intelligenz des tapfern Kapitäns.

Aber die Schiffe trieben bei der Landzunge auf den Strand, ohne daß die erwünschte Explosion stattgefunden hatte, und dadurch erhielt Frithjof Gelegenheit, edelmütigerweise die Wattirung seiner Mütze zu opfern, damit aus ihr neue und bessere Linten hergestellt würden.

(Fortsetzung folgt.)



Litteratur.

Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze von Friedrich Kluge, Professor an der Universität Jena. Straßburg, Trübner, 1888.

Schon der Gegenstand an sich, den hier ein auch weiteren Kreisen bereits durch sein treffliches „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“*) bekannter Gelehrter nicht bloß mit der Zuberlässigkeit des Fachmannes, sondern auch mit dem Geschick und Geschmac eines gewandten Schriftstellers behandelt hat, sollte wohl darnach angethan sein, dem Büchlein unter den nichtgelehrten Freunden der deutschen Sprache Liebhaber und — Käufer zu erwerben. Denn daß die Fragen, deren Beantwortung den Inhalt dieser Schrift ausmacht, in den Bereich des Interesses der höher Gebildeten fallen, braucht dem nicht erst bewiesen zu werden, der weiß, wie treu gerade die Geschichte unsrer Sprache, mehr wohl als irgend etwas andres, den Kampf und den Sieg unsers Volkstums wieder spiegelt. Diese Auffassung, von der des Verfassers Behandlung und Darstellung vielfach erst rechtes Licht und volle Wärme empfängt, ist es, worin diejenigen Leser einen besondern Reiz und Vorzug des Buches erblicken werden, welche gewohnt sind, die verschiedenartigen Vorgänge in unserm Kulturleben, wie sie sich in Litteratur und Kunst, Politik und Religion kundgeben, nicht gesondert für sich, sondern in ihrer Wechselwirkung zu betrachten, die einzige Art, wie sich uns doch erst das Verständnis für Wert und Tragweite eines jeden einzelnen derselben erschließt. In welchem Geiste der Verfasser seine Aufgabe erfaßt hat, bezeichnet er selber, wenn er im Vorworte sagt, daß auch sein Büchlein Zeugnis davon ablegen solle, „was den Entwicklungsengang unsrer Nation gehemmt, was ihn beschleunigt und gefördert“ habe; es will zeigen, „warum Jakob Grimm unsre Schriftsprache einen protestantischen Dialekt genannt hat, warum erst seit 1580 Luthers Sprache eine autoritative Stellung erlangen konnte, warum der Gegensatz von Schriftsprache und Mundart erst nach der siegreichen Bekämpfung des Lateinischen ausgeglichen worden ist.“

Nicht mit dem Anspruche, eine vollständige Geschichte der deutschen Sprache zu bieten, tritt Kluge auf, er will in einer „Reihe unverbundener Aufsätze“ nur

*) Im Jahre 1882 erschien die erste, Ende 1887 bereits die vierte Auflage, von der uns jetzt die dritte Lieferung vorliegt; daß diese vierte Auflage eine wesentlich verbesserte zu werden verspricht, darüber lassen die erschienenen Hefte keinen Zweifel.